Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 52 **Marburg i. H., den 28. Dezember** **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Die Gegenwart — Das Alte stürzt. Aus China — Zweiter offener Brief aus Rom — Zwei Jubiläen — Verschiedenes — Ins neue Jahr — Anzeigen

Die Gegenwart

Es ist besser, das gegenwärtige Gut gebrauchen, denn nach anderm gedenken. Pred. 6, 9.

Ein deutsches Märchen erzählt von einem jungen Menschen, der in die Welt hinauszog. Dem war gesagt worden, er werde auf seinem Wege eine wunderschöne Feder finden, er solle sie aber nicht aufheben. Denn wenn er weiterziehe, werde er eine noch viel schönere sehen; aber auch die möge er nicht nehmen. Dann werde er erst die herrlichste erblicken, die dürfe er ergreifen und damit sein Glück. Und wirklich, es war so. Eine gute Strecke hatte er zurückgelegt, da lag auf dem Boden eine Feder, die wie das reinste Silber glänzte. Kaum konnte er dem Wunsche sie zu besitzen entsagen, aber er machte sich stark und bückte sich nicht nach ihr. Darnach fand er die zweite Feder. Die funkelte wie lauteres Gold. Wohl dachte er an seinen Spruch, aber da er zweifelte, ob es überhaupt noch eine herrlichere geben könne, nahm er sie an sich. Da verwandelte sich alles um ihn her. Er fand sich in einem schönen Schloß, Diener standen bereit und ein jubelndes Volk begrüßte ihn als seinen Fürsten. So lebte er fortan in großer Herrlichkeit und es schien ihm nichts zu fehlen. Allein zu seiner Zeit vernahm er, daß noch eine dritte Feder auf seinem Wege gelegen sei, die aus leuchtendem Diamant geformt war. Hätte er diese genommen, dann wäre er König geworden. Denn das sei der Zauber der drei Federn, daß die erste ihren Besitzer in einen Grafen, die andere in einen Fürsten, die dritte aber in einen König verwandle. Von da an gefiel ihm das Fürstsein nicht mehr, und er mußte nur immer daran denken, daß er König wäre, wenn er klüger gehandelt hätte.

Das ist eine gute Geschichte für den Silvesterabend. Denn da bieten sich jedem besinnlichen Menschen drei zauberische Geschenke an und er weiß nicht recht, welches er nehmen soll. Sie heißen Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart.

Manche Menschen wünschen nicht anders durchs Leben zu reisen als auf einem bequemen oder noch öfter unbequemen Rücksitz, und fühlen sich glücklich, wenn sie nur immer die Landschaft betrachten dürfen, an der sie schon vorbei sind. Sie weiden sich je nachdem an verschwundenen Freuden oder an vergangenem Weh. Sie leben in einem ewigen Gestern, und da sie es nicht besser wissen, dünken sie sich dabei wohl gar noch etwas Rechtes zu sein. Andere halten es so mit dem Leben einfach nicht aus. Sie wollen wissen, wohin ihre Reise geht. In Furcht und Hoffnung sind sie ganz mit der Zukunft beschäftigt. Dieses Leben ist ja doch nur eine Vorbereitungszeit für das, was nachher kommt. Darum wollen sie es beileibe nicht zu tragisch nehmen. Es kommt ihnen nicht zuviel darauf an, ob die soziale Frage gelöst wird oder nicht, mit freundlicher Ueberlegenheit blicken sie auf die Menschen, die sich mit den Problemen der Wissenschaft abquälen, und gar die Politiker sind ein Gegenstand ihres aufrichtigen Mitleids.

Wir haben die Federn liegen sehen, durch deren Besitz jene Grafen und diese Fürsten geworden sind. Aber als wir die dritte aufhoben, fühlten wir uns als Könige. Die Vergangenheit und die Zukunft stellten wir in Gottes Hand. Der kann allein auch die krummen Pfade, die wir gingen, segnen und die dunklen, die wir gehen werden, erleuchten. Aber zwischen Vergangenheit und Zukunft, da dehnt sich unser Reich aus. Da winkt uns der Acker, der uns seine Aehren schenkt und über den wir den Pflug führen sollen, heute und immer wieder heute. Die Furchen bitten uns um den Samen, den wir ausstreuen dürfen. Und der Himmel über uns wetterleuchtet nicht von verziehenden Gewittern und droht nicht mit solchen, die kommen wollen. Er beschattet nicht unser Königreich, sondern läßt ihm die herzerquickende Sonne scheinen, die heute und immer wieder heute lacht ohne Ende und Aufhören. C S

„Das Alte stürzt —“

Aus China

Es ist zehn Uhr abends. Sonst pflegt um diese Zeit das laute, hastende Leben Hongkongs sich zur Ruhe zu begeben, draußen auf den Straßen wenigstens, mag es auch in den Gesellschaftsräumen, an der Bar der Hotels und Restaurationen, in versteckten Spielzimmern noch lebhaft genug zugehen. Aber was ist das heute Abend? Durch die Queen's Road hin, an der unser Hotel liegt, knallt und donnert es unablässig, als würden hunderte von Geschützen abgefeuert; Massen von Menschen stürzen hin und her, wildes Geschrei, Johlen und Pfeifen ertönt immer von neuem. Ganz Hongkong scheint auf den Beinen, eine fieberhafte Unruhe herrscht. Man könnte meinen, ein Volksaufruhr und Straßenkampf sei in der englischen Kolonie ausgebrochen. Ganz so schlimm ist es nicht. Aber vor einer Stunde ist die telegraphische Nachricht eingetroffen, daß Peking von den Revolutionären genommen und Prinz Ching, die Säule der Regierung, getötet sei —: ein ungeheurer Taumel hat sich aller Chinesen bemächtigt, fast auch die Europäer ansteckend; Feuerwerk wird abgebrannt auf den Straßen (daher das furchtbare Knallen fern und nah, denn chinesisches Feuerwerk, wenn innig gemeint, knallt entsetzlich und sieht sich beinahe an wie eine Bombenexplosion, ist aber natürlich völlig harmlos), der Mob durchzieht die Straßen, Motorwagen mit weißer Revolutionsflagge sausen hierhin und dahin, alles schreit und tobt und fuchtelt, klatscht in die Hände, Ansprachen werden gehalten oder doch begonnen und in irgend einem Lärm wieder erstickt, und die englische Polizei sieht dem allen zunächst mit verschränkten Armen zu; ganz mit Recht übrigens, denn vorläufig muß diese Volkserregung ein Ventil haben, sich zu entladen. Hongkong ist voll von Chinesen wie wohl kaum je. Unzählige sind in den letzten unruhigen Tagen aus Kanton und vom Lande hierher geflüchtet, Sicherheit zu suchen. Alle, ja wirklich Alle, sympathisieren mit der Revolution, wie ich denn bisher in den

verschiedenen Orten, wo ich seit Ausbruch der Unruhen war, in Shanghai, Amoy, Swatow und Makao, nicht Einen Menschen getroffen habe, der sich deutlich und energisch auf Seite der Mandschu-Regierung gestellt hätte; Alle erwarten den großen Schlag, um sich rückhaltlos der Revolution anzuschließen, und jetzt scheint er gefallen zu sein! Es scheint so. Sicher kann man noch nicht darüber sprechen, heute Abend ist noch alles Gerücht. Einige sagen, das Kind auf dem Throne sei getötet, der Regent geflohen, Andere anders. Aber ein Ereignis muß in Peking stattgefunden haben, ein verhängnisvolles Ereignis, und unwillkürlich geht ein Brausen und Donnern durch die Volksmassen, auch hier, im englischen Hongkong!

In unsrer Nähe ist es allmählich stiller geworden nach einer Stunde argen Lärms, eine Polizeiabteilung hat sich hier aufgepflanzt und die Leute vertrieben; aus der Ferne höre ich noch immer von Zeit zu Zeit das wilde Geschrei der Masse. Wie mag es jetzt in andern Orten des Riesenreiches aussehen? Ob die gewohnte Ordnung noch vorhält? Ob die neue Partei stark genug ist, Ausschreitungen zu unterdrücken? Oder ob schon ab und zu der wilde Beuteinstinkt und der Unruhegeist des Besitzlosen sich geltend macht, wenn man hört und merkt, daß kein Herrscher da ist? Geduld, wir werden es erfahren, morgen, übermorgen, in den nächsten Wochen. Möchten es nicht die Greuel sein, die in China bisher wohl bei jedem Dynastiewechsel über einen Teil der armen, dumpfen Volsmasse verhängt gewesen sind.

Bei einem Dynastiewechsel. Ja, aber ist dies ein Dynastiewechsel? Oder noch etwas Anderes, etwas viel Unerhörteres auf diesem Boden, ein Wechsel der seit vier Jahrtausenden hier allein gültigen Regierungsform, der Monarchie, mit der Republik? Wer kann das heute schon sagen?

*

Noch ist nicht ein Monat vergangen, seit der Stein ins Rollen kam. Am 9. Oktober fand in einem Hause der russischen Ansiedlung in Hankou eine Explosion statt. Die Feuerwehr drang ein. Man fand aber, daß die Treppen mit Petroleum begossen waren, um das Gebäude in Feuer aufgehn zu lassen. Das war sehr verdächtig. Es gelang, des Feuers Herr zu werden, und das Haus wurde untersucht. Es war der Sitz von Verschwörern. Das verdächtige Material wurde dem Generalgouverneur Jui-Cheny in Wuchang überwiesen. Das war der Anfang und nun folgte alles mit Blitzesschnelle.

Schon seit längerer Zeit hatte die Regierung etwas von Verschwörung geahnt und gespürt, doch hatte man im Dunkeln getappt. Plötzlich war das Dunkel gelichtet, und man versuchte schnell, mit äußerster Strenge, das Unheil im Keime zu ersticken. Umsonst, es war zu spät. Man hatte nicht mit einem unvorsichtigen momentanen Putsch, sondern mit einer weitverzweigten, gut vorbereiteten Verschwörung zu tun, die reif genug war, um, wenn es sein mußte, ans Werk zu gehen. Die unglückliche Explosion jener Bombe war der Hebel, der alles in Bewegung setzte, als die Verschwörer die Sache nicht durch Einäscherung des Hauses, wie sie sogleich nach der Explosion versucht hatten, vertuschen konnten. Sie brachen hervor. Auf die am 10. Oktober vom Generalgouverneur vorgenommenen Verhaftungen und Enthauptungen antworteten die Aufrührer bereits am 11. mit der Einnahme und Niederbrennung des Amtsgebäudes, aus dem der Generalgouverneur soeben noch entfliehen konnte. Ein Manifest wurde erlassen; deutlich richtete es seine Spitze allein gegen die Mandschu-Regierung, verbürgte allen Fremden Leben und Sicherheit, setzte harte Strafen auf Gewalttat, Störung des Handels, Verletzung der Ausländer. Dieses Manifest war gezeichnet als von einer Huang-Dynastie von Hupeh ausgegangen. Es war als aus dem 4609. Jahre datiert. Wollte man in der Tat eine neue Dynastie auf den Thron setzen und eine Zeitrechnung einführen, die von den ältesten Anfängen der chinesischen Geschichte her (etwa vom Beginn der ersten Dynastie, der sogenannten Hsia) zählte und mit dem Brauche der Rechnung nach den Regierungsjahren des Herrschers brach? In Peking wußte man sofort, daß Alles auf dem Spiele stand. Aber während man versuchte, Truppen an den gefährdeten Punkt zu werfen, merkte man, wie es überall zu beben und zu zittern und abzubröckeln begann im Regierungsgebäude. Zwar blieb der kämpfende Aufstand zunächst auf die Provinz Hupeh beschränkt; aber es war ein offenes Geheimnis, daß ringsum in China Millionen, Beamte wie Volk, nur darauf warteten, daß die Bahnbrecher entscheidende Erfolge zu verzeichnen hätten. Auch das Heer war nicht sicher. Die Regierung, das Aeußerste gewärtigend, tat den letzten möglichen Schritt und rief Yüen Shih kai, den einzigen Mann, von dessen Tüchtigkeit und Einfluß etwas zu hoffen war, aus seiner Zurückgezogenheit wieder hervor, in die man ihn Anfang 1909 geschickt hatte. Auch das hat nicht geholfen. Wie Yüen Shih kai innerlich zu der Revolution steht, weiß heute kaum Jemand; aber alles, was er meint tun zu können, ist, daß er die Regierung bestimmt, mit den Aufständischen zu verhandeln.

Indes das Stadium der Verhandlungen ist vorbei. Der heutige Abend scheint das besiegelt zu haben. Es ist der sechste November. —

*

Seit Jahren schon haben die, welche Chinas innere Zustände genauer kannten, etwas Aehnliches erwartet; in Büchern, Zeitschriften, in Gesprächen war davon die Rede. Aber wie so oft bei solchen Vorgängen, überrascht die vollendete Tatsache dennoch Jedermann. Vom theoretischen Erörtern bis in die Wirklichkeit mit ihren scharfen Farben ist eben doch immer ein großer Schritt. Der Chef einer unsrer bedeutendsten Firmen in Shanghai, ein Mann, der mit den politischen Komplikationen sehr enge Fühlung hält, sagte zu mir beim Ausbruch der Unruhen in Hankou: „Wir sind geschäftlich im Stillen seit langer Zeit vorbereitet gewesen auf solche Katastrophe, ja, wir warteten darauf. Aber es zog sich immer weiter hin, sodaß dann allmählich die Aufmerksamkeit darauf wieder einschlief. Nun mit einem Male ist das Erwartete da und zeigt nun doch ein ganz unvermutetes Gesicht.“ Die starke und immer mehr anwachsende Gegenströmung gegen die Mandschu-Regierung war längst zum Greifen deutlich. Daß die Mandschus in den letzten Jahren besondere Anstrengung gemacht haben, ihre Partei im Regimente zu verstärken und das chinesische Element aus den wichtigsten Beamtenposten zurückzudrängen, konnte nur dazu dienen, die Gefahr der Lage zu verschärfen. Die Unfähigkeit einer großen Zahl der höchsten Mandschubeamten läßt sich gleichfalls nicht leugnen. In den intelligenten Kreisen des Volkes schob man seit langem alle Mißstände im Lande, alle Erfolglosigkeit der sogenannten Reformen, die ganze Hilflosigkeit des Reiches der Mandschu-Regierung in die Schuhe. Daß die Mandschus von Hause aus Fremdlinge in China waren, über die Grenze gekommene Eroberer, wenngleich mongolischen Blutes, war durch die ganze Dauer ihrer nun zweihundertsiebenundsechzigjährigen Herrschaft nie ganz vergessen; es wurde aber jetzt lebhafter als je dem Volke wieder zum Bewußtsein gebracht. Die treibenden Kräfte dabei bildeten vor allen jene Reformer, die von dem bekannten Kantonesen Kang Yu wei inspiriert waren, dem Manne, welcher eine Zeitlang auf den verstorbenen Kaiser Kuang Hsü großen Einfluß gewann und ihn zu einer radikalen Umgestaltung der Dinge bestimmen wollte, die aber von der Kaiserin-Mutter Tzu Hsi gewaltsam verhindert wurde. Leute von der Richtung Kang Yu wei's, radikaler oder vermittelnder geartet, lebten in Menge in China und auch im Ausland, in Amerika, den Straits Settlements, auf den Philippinen oder anderswo. Aus ihnen bildete sich eine Partei, die unter dem Namen Kuo Ming tang bekannt und der Regierung mit Recht im höchsten Grade verdächtig wurde. Dies ist das Milieu, aus dem die Revolution hervorgeht. Eines der Merkworte, die in den ersten Tagen der Hankou-Rebellion ausgegeben wurde, hieß: Hsin Han Pai Man, „Erneuerung der Han (der rein chinesischen Regierung), Vernichtung der Mandschus“. Das war längst die Losung der Kuo Ming tang.

An der Spitze der Bewegung scheinen besonders zwei Männer beachtenswert.

Der eine von ihnen ist Sun Yat sen, ein Schüler des Kang Yu wei. Er lebt seit längerer Zeit in Nordamerika, wo er unter den gebildeteren Klassen der Chinesen eine lebhafte Propaganda betrieben hat. Ihm und vielen seiner Landsleute

mag grade der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten die Idee nahegelegt haben, daß auch China zu einer Staatenrepublik umgewandelt werden müsse. Diese Umwandlung soll den einzelnen Teilen des ungeheuren Reiches, den heutigen Provinzen, die ja zum Teil schon die Größe europäischer Staaten erreichen, die nötige Selbständigkeit und Beweglichkeit sichern, während ein republikanischer Rahmen das Ganze zusammenhalten soll. Man sagt, daß Sun Yat sen, wenn es gelänge, den Umschwung herbeizuführen, selbst auf den Präsidentenposten der neuen Republik hoffe. Er ist beständig in lebhafter Korrespondenz mit Geistesverwandten in und außerhalb Chinas und soll die Seele der gut organisierten Vorbereitungen sein. Er gedenkt nach einer um die Mitte des Oktober von San Franzisko gekommenen Depesche den Erfolg der jetzigen Kämpfe irgendwo in der Nähe der Grenzen Chinas abzuwarten und sich im rechten Momente auf der Bildfläche zu zeigen.

Den Löwenanteil an der praktischen Ausführung des vorsichtig angelegten Unternehmens nimmt der andere der führenden Männer auf sich, General Li Yüen hung. Er stammt aus der Provinz Hupeh (Huang Pi Hsien) und hat seine Ausbildung als Offizier auf dem Peiyang Naval College erhalten. Den chinesisch-japanischen Krieg machte er in untergeordneter Stellung mit und gab schon damals Beweise eines verzweifelten Mutes und lebhaften Ehrgefühls. Später zog ihn der Generalgouverneur Chang Chih tung an sich heran und übertrug ihm einen Teil der Reorganisation der Armee von Hupeh. Er erwarb sich dabei große Verdienste, obwohl sein Name sehr zurücktrat hinter Persönlichkeiten, die ihm nominell übergeordenet waren und seine Arbeit sich zu gute schreiben ließen; unter diesen wird besonders der General Chang Piao genannt, derjenige, welcher in Wuchang den Oberbefehl führte, als die Rebellion ausbrach. Gegen ihn hegte Li Yüen hung seit langen Jahren ein tiefes und, wenn man den einzelnen Stimmen der Berichterstatter glauben darf, berechtigtes Gefühl der Rivalität. Li Yüen hung ist eine Zeitlang zu militärischen Studien in Japan gewesen und betrieb von jeher lebhaft die Aussendung militärischer und auch ziviler Beamten nach dorthin als den besten Weg der Erziehung. Der Charakter des Generals Li wird als gerecht, energisch und doch menschenfreundlich gelobt, seine Truppen sollen unverbrüchlich an ihm hängen.

*

In einem seiner Edikte an das Volk erklärte General Li, daß der Himmel ihr Vorhaben sichtlich begünstige. Ich weiß nicht, ob er dabei an die besonderen Vorteile der augenblicklichen Lage in China dachte; aber Tatsache ist es ohne Frage, daß sich die Führer solch einer Erhebung kein passenderes Jahr für ihr Unternehmen hätten wünschen können, als gerade das gegenwärtige. Man ist in China daran gewöhnt, daß alljährlich irgendwo Hungersnot und allerlei Bedrängnis herrscht, aber die Not dieses Jahres ist selbst für China etwas ganz Unerhörtes und Unerträgliches. Durch ein seltenes Zusammentreffen von Ungunst der Witterung ist in den verschiedensten Gegenden Chinas nicht nur die Ernte völlig vernichtet, sondern eine Unmenge von Ortschaften zerstört, eine Unzahl Menschen heimlos und hülflos geworden. Das hat nicht nur der Yangtze mit seinen fürchterlichen Ueberschwemmungen den wichtigen Zentralprovinzen Hupeh und Hunan, Nganhui und Kiangsu angetan, sondern dasselbe Elend geht durch Nord und Süd dahin, durch Chihli und Shantung so gut wie durch Fukien, Chekiang und Kuangtung. Als ich im Juni und Juli in Hankou weilte und von da nach Süden in die Provinz Hunan reiste, war das Unheil im Werden; doch sah man noch nicht ab, wie riesig es um sich greifen würde. Als ich in der zweiten Hälfte des August von der Bereisung des Wutaishan und von Peking her in das Yangtze-Tal zurückkehrte und dann von Hankou meinen Weg nach Shanghai nahm, starrte mir überall der Greuel der Wasserverwüstung entgegen, und Hiobsposten aus vielen ferner gelegenen Provinzen waren das tägliche Brot. Die Straßen von Hankou standen unter Wasser, Kinkiang war ganz überschwemmt, in Nanking überspülten die Fluten die Straßen, und von der Bahn aus, die Nanking mit Shanghai verbindet und deren Damm eben noch über dem Wasserniveau blieb, sah man in dem graugelben Naß, das die Felder oft bis an den Horizont zudeckte, die Bauern hie und da bis an den Hals im Wasser stehen und versuchen, noch soviel wie irgend brauchbar war, von den Beständen der Aecker zu schneiden und fortzubringen. Dazu vergegenwärtige man sich die Lage der Dorfbewohner, deren Haus und Habe zerstört war. Solche Szenen wurden aber damals fast aus allen Teilen Chinas von Augenzeugen gemeldet.

Eine derartige unbeschreibliche Notlage hatte nicht nur die Wirkung, daß Unzählige, deren Existenz völlig untergraben war, zu allem bereit waren, was ihr Leben fristen konnte, daß also zu einer Rebellion so gut wie zu jeder Räuberei die äußerste Verzweiflung Mut gab; sondern jene große Bedrängnis diente auch vor allem dazu, den Leuten auf das nachdrücklichste die Unfähigkeit und Untätigkeit der bestehenden Regierung klar zu machen und den Revolutionären mit ihrer Devise: Untergang der Mandschus! bei der Masse des Volkes ein Echo zu verschaffen. Denn kein Zweifel: die Regierung trifft ein großer Teil der Schuld an dieser Lage des Landes! Es mögen schwierige technische Probleme sein, die gelöst werden wollen, wenn den jährlichen Ueberschwemmungskalamitäten ein Ziel gesteckt werden soll, es mag auch gewaltige finanzielle Opfer verlangen, dennoch hätte diese Arbeit längst angefaßt werden müssen. Die Regierung rührt aber die Sache auch nicht mit einem Finger an. Dagegen scheint man in den letzten Jahren immer gleichmütiger die Last der Hilfeleistung und Fürsorge für die Notleidenden bei den regelmäßigen jährlichen Katastrophen auf die Schultern der Fremden, die im Lande wohnen, abzuwälzen. Die wohlhabenden Europäer in Shanghai, Hongkong, Tientsin, Hankou und überall sonst in den Vertragshäfen waren ja naturgemäß jedesmal bereit, große Summen zur Unterstützung zu zeichnen, sowie auch sämtliche Missionen die Verpflichtung fühlten einzuspringen. Das ging der Regierung gar zu bequem ein. Man gewöhnte sich an den Gedanken, daß fremdes Geld (über dessen Verwendung übrigens in manchen Fällen sehr Bedenkliches berichtet wird) dem Notstande immer wieder die Spitze abbrechen werde. Aber diesmal hat doch das internationale Hilfskomitee, das sich sofort in Shanghai konstituierte, sehr energisch beschlossen, daß man die Regierung Chinas zwingen wolle, Etwas zu tun, um dem Uebel an die Wurzel zu gehen. Geld sollte zusammengebracht werden. Aber man wollte es den Beamten nur unter der Bedingung zur Verfügung stellen, daß man Garantien erhielt für die Inangriffnahme gründlicher Landesverbesserungen. Man sieht daran deutlich, daß die Leiter dieses Hilfskomitees, einsichtige Köpfe aus allen Nationen (auch Chinesen), eine bei der Regierung vorliegende Verschuldung erkannten. Wieweit die Mandschu-Regierung auf solche Vorstellungen eingegangen wäre, wie schnell oder langsam man wirklich Hand angelegt hätte und mit welchem Erfolge, weiß natürlich Keiner. Die Revolution hat mittlerweile die Regierung selbst vor die Existenzfrage gestellt, und alles Andere bleibt dahinten.

*

Wenn diese meine Aufzeichnungen daheim vor die Augen der Leser kommen, ist die Angelegenheit wahrscheinlich längst in ein anderes Stadium gerückt. Um so gewagter für mich, bestimmte Urteile zu äußern oder über die Weiterentwicklung Vermutungen auszusprechen. Lieber bleibe ich bei dem stehen, was sich bis jetzt an der Bewegung beobachten läßt. Da muß man denn sagen, daß die ganze Art des Auftretens uns Europäer soweit recht sympathisch berührt. Es war kein wildes Dreinschlagen und kein rohes Morden, womit man in Wuchang anfing, sondern ein zielbewußtes, gut diszipliniertes Vorgehen, das Kennzeichen einer überlegten, vorbereiteten und wohlorganisierten Erhebung. Den einfachen Leuten wird Sicherheit verbürgt, wenn sie sich ruhig halten. Plünderung und Exzesse jeder Art werden mit strenger Strafe bedroht. (Diese Bestimmungen sind auch mehrfach, wo es not tat, energisch zur Ausführung gebracht.) Insbesondere gegen die in China ansässigen Fremden, Kaufleute wie Missionare oder sonstige Klassen, nimmt man eine sehr freundliche Haltung an. Daß der Handel tatsächlich einen harten Stoß bekommen hat und vorläufig

überall so gut wie still steht, ist in den Verhältnissen begründet, die Niemand ändern kann; doch betonen die Revolutionäre, daß nach der Uebergangszeit alles in die gewohnten Bahnen einlenken werde. Bemerkenswert für die Haltung dem Auslande gegenüber dürfte folgendes Manifest sein, das von der Revolutionspartei in der Provinz Kuangtung (Kanton) erlassen wurde (veröffentlicht von der Hongkong Daily Preß unter dem 25. Oktober 1911):

An alle freundlich gesinnten Nationen unsern Gruß. Wir, die Bürger Chinas, die wir das Joch der tatarischen Eroberer abschütteln wollen, indem wir die gegenwärtige korrupte Form des autokratischen Staates beseitigen und eine Republik an seine Stelle setzen, die wir zugleich mit allen uns freundlichen Völkern in engere Beziehungen treten möchten zum Zwecke der Erhaltung des Weltfriedens und der Förderung der Wohlfahrt aller Menschen, erklären hierdurch:

1. Alle vor diesem Datum zwischen der Mandschu-Regierung und irgendwelchen Nationen geschlossenen Verträge bleiben dauernd in Kraft bis zu ihrem Ablauf;

2. Die von der Mandschu-Regierung vor diesem Datum aufgenommenen Anleihen oder zu zahlenden Entschädigungen werden ohne irgend eine Aenderung anerkannt und durch die Seezolleinnahmen wie bisher bestritten;

3. Alle von der Mandschu-Regierung irgend einer Nation früher bewilligten Rechte werden anerkannt;

4. Personen und Besitztümer aller fremden Nationen im Gebiete der Armee der Bürgerschaft genießen vollen Schutz;

5. Alle nach dem heutigen Datum zwischen der Mandschu-Regierung und irgend einer fremden Macht vereinbarten Verträge, Abmachungen, Anleihen und Entschädigungen werden abgelehnt werden.

Auf Befehl von Hu Wa sang, Befehlshaber der Armee der Bürgerschaft von China in der Provinz Kuangtung.

Den Ton dieses Manifestes wird Jeder sehr verständig finden. Aehnlich klangen alle andern Proklamationen. Daß die meisten Europäer in China mit ihren guten Wünschen auf der Seite der Revolutionäre stehen, ist daher wohl begreiflich. Man weiß zu genau, daß Vieles unbedingt anders werden muß und daß die Reform der Mandschus nur auf dem Papiere stand; vorläufig sieht es wenigstens so aus, als wenn die neue Partei mehr erreichen wolle und könne.

Freilich, ob die Bewegung auch weiterhin gemäßigt verlaufen wird, wer wollte dessen darum von vornherein sicher sein? Die Taiping-Rebellion fing auch sehr verständig und wohldiszipliniert an, es wurde aber mit der Zeit doch ein wahres Teufelstreiben daraus. Gott bewahre China vor einer Wiederkehr ähnlicher Zeiten! Aber die Massen, welche in diesem Winter in China brotlos und obdachlos umhertreiben werden, sind groß und lassen sich schwer zügeln. Schwer wird es auch sein, die Einheitlichkeit zu bewahren, wenn es unter den Führern der Bewegung um die Verteilung der Kompetenzen, um Ueberordnung und Unterordnung in dem neuen Staatswesen geht. Schwer aber wird vor allem die Aufgabe sein, die rechte, eigentliche Reform Chinas von innen heraus mit kräftiger Hand zur Ausführung zu bringen. Die Zeit muß lehren, ob der korrupte Zustand der vergangenen Tage wirklich im wesentlichen der Schwäche der Mandschus zuzuschreiben ist, oder ob da Schwächen des chinesischen Volkscharakters zu Grunde liegen, deren man nicht einfach durch das Aufziehen einer neuen Reichsflagge Herr wird.

Immer wieder fällt mir das Wort des alten guten Abtes Han Chien jang in dem Taoistenkloster Tai tsing kung ein. Dort verlebte ich ja das letzte chinesische Neujahrsfest und ging am ersten Tage des neuen Jahres zu ihm hinüber zu gratulieren. Er erwiderte sehr bald meinen Besuch und saß eine Weile bei mir. Sie hätten, sagte er, in der Neujahrsnacht einen Blick in die Zukunft geworfen und es sehe böse aus in der nächsten Zeit für China. Drei schwere Jahre ständen seiner Heimat bevor, und das angefangene sei das erste von ihnen. Es würde Pest kommen, es würde arge Hungersnot kommen, es würde Krieg kommen. Nun, die Pest war damals schon in Nordchina am Werke, es hielt nicht schwer sie vorherzusagen. Aber auch der Hunger und das Schwert sind gekommen. Zwar ist es weniger die Wahrsagegabe des alten Taoisten, die für mich dadurch beglaubigt wird, als sein feines Ahnen und Verstehen der Zeit, das ihm wohl solch trübe Ankündigungen eingab. Ob er auch damit recht behalten soll, daß die Unruhe und Not sich über einen langen Zeitraum, über Jahre hinziehen werde? Armes China dann! Und auch manchem Europäer würde das verhängnisvoll.

*

Mitten in solch ernsten Betrachtungen und Eindrücken muß ich nun wieder Abschied nehmen von dem „Reich der Mitte“. Die Zeit meiner Studien und Beobachtungen für dies Land ist abgelaufen, und die Jahreszeit drängt mich, Indien und Vorderasien aufzusuchen. Hongkong hier, dieses Stück chinesischen Bodens, auf dem zuerst ein Mandschukaiser vor der Gewalt westlicher Waffen zurückweichen und einen Teil des ererbten Reiches an „fremde Barbaren“ abtreten mußte, der Ort zugleich, auf dem ich vor siebzehn Jahren zuerst mit chinesischem Wesen in direkte Berührung trat, entläßt mich jetzt aus Chinas Grenzen mit derselben, aber doppelt und dreifach verstärkten Vorstellung, welche das Wiedersehen vor nahezu einem Jahre droben im Norden, in Kalgan und Peking, sogleich in mir weckte, daß eine andere Zeit für China anbricht, eine Umgestaltung, bei der viel von dem Alten für immer untergehen wird.

Es führt ein Weg an Hongkongs wundervollen Bergabhängen hin, um happy valley, den großen Sportplatz herum, wo sich die englische Jugend tummelt, oberhalb der fünf ernsten Friedhöfe hin, die aus ihrem Palmengrün so still auf jenes bunte Getriebe herunter schauen, in halber Berghöhe den Wanderer durch das üppige tropische Wachstum geleitend mit stetem Ausblick auf den unvergleichlich schönen Hafen und die am Wasser ausgebreitete Stadt. Man sagt, es sei die schönste Straße, die im ganzen Osten zu finden sei, und ich glaube es wohl. Auf diesem Wege gingen wir an einem der letzten Abende dahin. Es war nahezu Vollmond. Als wir die Höhen hinanstiegen, setzte eben der frühe, dämmerungslose Tropenabend ein. Noch hörte man die cheers und das Händeklatschen der Criquetspieler, aber es ging schnell zu Ende damit. Bald lag das weiße Licht über den Bäumen und alles war still. Palmen in verschiedenen Formen mit reich entwickelten Blättern, ungeheure Bananenstauden, hohe Farne, rankenreiche Banyanbäume und all die sonstigen tausend großen und kleinen Pflanzengebilde der Tropen umstanden die ebene bequeme Chaussee und ragten in den weißlichen Mondhimmel auf. Kein Mensch begegnete uns, ausgenommen ein einziger einsamer Reiter. Unten am Meere wurde es hell und immer heller von den Abendlichtern. Strand und Wasser waren bald übersät mit leuchtenden Punkten, beweglichen und unbewegten, glänzenderen und matteren, ununterbrochen bis drüben zum Rande des Festlands hin, eine unbeschreibliche Illumination. Schwer dunkel lagen zwischen diesen Lichtern die weitgestreckten Umrisse der menschlichen Ansiedlungen, die Küstenlinie umschlingend und sich daran emporziehend.

Eine Stunde lang etwa gingen wir über diesem Ausblick hin durch die beginnende Tropennacht. Es war eins seiner schönsten Bilder, das mir China dort zum Abschied bot. Aber war es China, dem ich dies Bild verdankte? Es war das von den Händen der Fremden umgestaltete China. In diesem geschäftigen Hafen, in diesem emsigen Getriebe zwischen den Häusern dort, in dem Gefunkel dort auf den Wellen, in den herrlich bewachsenen Höhen, in den sorgfältig angelegten und gepflegten Wegen, — es sind doch die Ideen und Arbeiten der Ausländer, die in dem allen zu Tage treten. Ein Werk der letzten sechzig, siebzig Jahre steht hier vor mir, wie es aus der Berührung Chinas mit dem Abendland hervorgegangen ist. Ob ich in diesem Bilde eine Vordeutung dessen mit wegnehmen darf, was überhaupt aus China noch werden kann, wenn es sich europäischem Geiste voll erschließt? Heinrich Hackmann

Zweiter offener Brief aus Rom

Verehrter Herr Rade!

Ich danke Ihnen für die Erlaubnis, zu sagen, was ich leide. Nun wollen Sie Belege. Vor mir liegt (vom 14. Dezember) der Protest der Accademia Pontaniana aus Neapel gegen den himmelschreienden Bruch des Völkerrechtes durch die Türken. Sie fühlt sich in erster Linie dazu berechtigt, weil im

Jahre 1861 von ihr der erste Anstoß kam, Ambulanzen und Verwundete unter den Schutz eines internationalen Gesetzes zu stellen. Daß die Türken vielfach auf die Rotekreuz-Stationen schossen, wußte man, auch daß die Mezzaluna-Ambulanzen türkische Stabsoffiziere und Munition einschmuggelten. Dann aber kam die grauenhafte Entdeckung von Henni. Dort war im Gefecht des 23. Oktober eine Rotekreuz-Ambulanz eingerichtet worden. Bei dem mörderischen Kampfe des 11. Bersaglieri-Regiments mit den sie im Rücken angreifenden verräterischen Arabern mußte die Stelle geräumt werden. Die Verwundeten mit ihren Pflegern fielen in die Hände der Feinde. Der offene Medizinkasten stand noch auf der Erde, als man am 26. November den Platz wiedernahm. Etwa 40 Opfer fand man — genau waren die jammervollen Reste nicht mehr zu erkennen und zu zählen — gepfählt, gekreuzigt, zerstückelt, lebendig begraben und noch Gräßlicheres. Außerdem eine Zisterne voller Toter; die Ueberreste der Gequälten zum Hohn den Bestien preisgegeben. Das ist Geschichte von Heute. Ein Schrei des Entsetzens erfüllte die Halbinsel. Sofort erfuhr man durch den Messaggero, daß die Regierung ihren Botschaftern die durch Photographien belegten Tatsachen mitgeteilt habe. Luigi Barzini, der kühne Automobilfahrer von Peking, meldete Haarsträubendes an den Corriere della Sera. Die Tribuna, das Giornale d' Italia, der New-York Herald taten ein Gleiches. Der Matin ward durch Gaston Cherau, der Temps durch seinen genialen Korrespondenten Jean Carrère unterrichtet.

Dieser bedeutende Literat, der seinerzeit Messinas Untergang in der Cité qui tremble würdig geschildert, folgte mit warmem Herzen dem Feldzug und verteidigte in Artikeln wie Unterredungen Italien gegen ungerechte Anklagen. Er war der Erste zur Stelle, als man die Greuel von Henni entdeckte, und sandte sofort ein Telegramm an sein Blatt, gleichsam einen Protest der Menschheit und Kultur gegen unaussprechliche Barbarei. Das machte das Maß des Hasses voll, welchen die Türken gegen ihn hegten. Viele Drohbriefe des Union et Progrès, Section Tripolis waren ihm bereits zugegangen. Jetzt senkte sich der Mordstahl. Nur seiner jugendlichen Behendigkeit und Geistesgegenwart ist es zu verdanken, daß der Dolch auf den Schulterknochen glitt, statt ihm die Schlagader zu durchschneiden. Und diese Tat wagt der türkische Botschafter in Paris mit schönen Worten zu verteidigen! Gestern (15. Dezember) ist Carrère genesen hier eingetroffen. Neapel wie Rom gewährten ihm den Einzug des Triumphators, so stark ist die Reaktion gegen die Ungerechtigkeit der fremden Presse. Sie ist es, welche den Bund des gentil sangue latino zusammengeschweißt hat durch ihren Haß.

Doch genug von diesen herzzerreißenden Dingen. Gestern redete ich davon mit Einem, der im Leben drinsteht. Der sagte: „Lassen wir die Toten, sie sterben gern für das Vaterland. Eines betrübt mich, wenn ich herumgehe und lausche auf das, was die Leute sagen. Selbst die Greuel von Henni haben die Volksseele nicht so verwundet, wie die Ungerechtigkeit der andern Völker und besonders Deutschlands, auf das wir so große Stücke hielten!" — Eine nie wiederkehrende Gelegenheit wurde versäumt, um ein Sympathien- und Interessenbündnis zu schließen, das den Stürmen getrotzt hätte. Darüber trauern die Sehenden tief. Den klassischen Ausdruck hierfür fand Annie Vivanti in einem englisch von den Times, italienisch von den hiesigen Zeitungen gebrachten Gedicht an Madonna Italia, einst so umschmeichelt von den Freunden, im Sturme so verlassen . . . Es schließt ungefähr so:

Kommen werden sie wie ehmals.
Biete deine blauen Fluten,
Deiner Gärten Schmuck,
Oeffne deine Prachtportale,
Deines Marmors Glanz —
Nimmermehr, Italia,
Stolze, blutende Italia,
Nimmermehr dein Herz!

Wohl versuchen Einzelne zum Verständnis zu helfen, so unser Georg Schweinfurth in einem Brief aus Alexandrien (19. November) an einen gelehrten Freund in Bologna (Giornale d'Italia 4. 12.), in dem er seine Freude über die italienischen Erfolge in Tripolis ausspricht und den ersten Gedanken an eine solche Okkupation — wenigstens der Cyrenaica für sich in Anspruch nimmt. Im Verlauf sagt er:

Die Bedeutung der Tripolitania für Italien liegt vorzugsweise in ihrer geographischen Lage, welche deren Besitz zu einer absoluten Notwendigkeit macht . . . Die Haltung eines Teiles der deutschen Presse erfüllt mich mit Scham und Empörung, nicht nur wegen ihrer Bosheit und Eifersucht, sondern auch wegen der auf der ganzen Linie bewiesenen Oberflächlichkeit und Unwissenheit, wodurch sie den guten deutschen Namen so sehr schädigen. Wenn die blödsinnigen Telegramme aus Konstantinopel abgedruckt werden, welche Ereignisse von gestern melden, ohne dem durchgeschnittenen Telegraphendraht und den Grenzschwierigkeiten in Aegypten und Tunis Rechnung zu tragen, fragt man sich, ob man in Deutschland nicht mehr Zeit habe eine Landkarte anzusehen und mit dem Kompaß die Entfernungen so großer Länderstrecken zu messen . . .

Die geographische Notwendigkeit war der treibende Gedanke für Crispi, wobei er von unserem Rohlfs unterstützt wurde. Deshalb ersteht heute seine Gestalt plötzlich vor der Nation, die ihn verkannte, als der, welcher er war: nicht nur ein warmer Patriot, sondern auch ein weitsehender Staatsmann, der in Afrika die Zukunft seines Landes ahnte und wegen der drohenden Reibungsflächen mit Frankreich den Bund mit Deutschland suchte.

Nach seinem Sturz schien der Verlust aller Ideale, der Kampf mit der Hydra ökonomischer Bedrängnisse, die heeresfeindliche Vorherrschaft der Sozialisten Italien zu einem ruhmlosen Vegetieren zu verurteilen. Deshalb schauen wir heute mit Ueberraschung etwas ganz Neues. Wie ein Bad der Wiedergeburt wird der Krieg empfunden; die Parteien schweigen; das Ideal des Vaterlandes, welches Gut und Blut fordern darf von seinen Kindern, ragt auf einmal wieder hoch zu Häupten wie in den achtundvierziger und sechsziger Jahren: Madri non piangere, la patria lo vuol così! singt Ada Negri, und die Schulkinder lernen es auswendig. Im Norden, der steten Entwicklung gewohnt, wird man das Sprunghafte, Hinreißend-Impulsive des Südens nie verstehen; aber man sollte doch objektiv genug sein, Kräfte der Wiedergeburt auch hier für möglich zu halten.

Diese Einmütigkeit der Gesinnung hätte man nie erwartet. Selbst in der so mächtigen Partei der Sozialisten entstand ein Riß. Zwei ihrer Häupter, L. Bissolati und Giuffrida de Felice, traten mutig für den Krieg ein. Der Letztere sogar mit Jubel für seine Süditaliener. Er war der Erste, welcher es aussprach, was Alle empfanden: die absolute Notwendigkeit dieser Errungenschaft. Ein Land, dessen Emigration einer Völkerwanderung gleicht, das ganze Dörfer sich entleeren sieht und die Heimkehrenden durch das harte nordamerikanische Klima und die Entbehrungen gebrochen meist schwindsüchtig zurückempfängt, oder sie den weiten Weg nach dem auch feindseligen Argentinien ziehen lassen muß, kann dies, einen Schritt von Sizilien liegende Land nicht anderen, schon gierig danach ausgestreckten Händen überlassen. Dort, sagte de Felice gleich in seiner ersten Aussprache, dort werden die Calabresen und Sizilianer den Vorteil gewinnen, den die Norditaliener so reichlich durch ihre vorübergehende Auswanderung in die Nachbarländer besitzen: die zeitweilige Rückkehr in die Heimat mit neuen Ideen und einem Beutelchen voll Ersparnissen. Ganz ähnlich faßt der große Literat Giovanni Pascoli die Sache, wenn er neulich in dem Bergstädtchen Barga angesichts der Marmorberge von Carrara in begeisterter Rede darlegte: il gran Proletario si muove — das mit der sozialen Frage bis auf den Tod ringende Proletariat hat begriffen, daß es sich um seine Existenz handelt. In Mailand hatten die Friedensapostel der Sozialisten eine Sitzung anberaumt, aber es kam Niemand. Die ganze Arbeiterbevölkerung war am Bahnhof, um den abziehenden Truppen zuzujubeln!

Daß auch der Konflikt mit dem Vatikan plötzlich schwieg, Fürbitten für König und Soldaten in den Kirchen sich häuften, ja die Priester mit ihrer vaterländischen Gesinnung so offen heraustraten, ist Etwas, das, allgemein beobachtet, durch das klerikale Geld des Banco di Roma nicht zu erklären ist. Sind es nur Erinnerungen an den Sieg von Lepanto, an die bis ins neunzehnte Jahrhundert von diesen sonnigen Gefilden er-

duldete Korsarenplage, an den in Italien so oft erklungenen Schlachtruf: Hie Kreuz! Hie Halbmond! was zu dem lauten Tedeum die Gemüter stimmte? Ich glaube es nicht. Das Volk ist erwacht, und bis in seine tiefsten Tiefen erregt riß es auch diese seine Söhne mit fort. Um so mehr — und das nicht zu wissen gehört ins Sündenregister der fremden Presse — als Tripolis bekanntermaßen das Hauptemporium des türkischen Sklavenhandels in seiner schändlichsten Form war. Schon der Kardinal Lavigerie sagte damals, als der Gedanke zuerst auftauchte, welcher unermeßliche Gewinn es für die christliche Zivilisation sein würde, wenn Italien Tripolis nähme und diesen Schandfleck tilge. In diesem Sinne schrieb der milde Bischof Bonomelli die von Ihnen beanstandeten Worte.*) Mag sein, daß der Araber wirklich denkt, es sei der Papst, welcher den Krieg erklärte, und darum mit dem heiligen Krieg und dem grünen Banner des Propheten antwortet. Aber auch dies wird überwunden werden.

Zusehends steigt der Mut, der Wille zum Siege, und der Schatten der abyssinischen Niederlage weicht. Nirgends hört man eine Klage. Bisher war's die Jugendblüte der Nation, die sich freudig opferte, während die Berliner Finanzblätter, über die Höhe der rendita italiana staunend, von einem finanziellen Siege Italiens reden. Aber auch Geldopfer wird man bringen, so wie man sie vor fünfzig Jahren brachte. Gar nicht zu zählen sind die Aeußerungen führender Geister, Dichter, Lehrer, Denker, welche alle dem einigen, geliebten Vaterlande in seiner ersten Waffentat Heil und Sieg zurufen.

Wer findet in der hohen Erregung den Weg durch den Irrgarten streitender Empfindungen, wo so Schreckliches und Schönes sich mischt und kreuzt? Tripolis wurde tatsächlich von Knaben, von den bartlosen Matrosen und Schiffsjungen der Marine eingenommen, denn man wußte, daß schon die Kessel der Flotte einer anderen Flagge dampften, um einzugreifen, und wagte deshalb nicht die regulären Truppen abzuwarten. Der dabei gefallene Kapitän Verri ist jetzt schon der legendarische Liebling des Volkes, er der zum Sturm geführt und sinkend seines Helfers Hand geküßt hat mit den Worten: „Ihr kleinen Garibaldiner des Meeres! mit euch ginge ich bis an der Welt Enden!" — Lautlos unter Tränen schreiten die Granatieri zur Bestattung der Gemarterten, häufen die Trümmer der gesprengten Gemäuer zu würdigem Grabmal, das sie mit dem Kreuze schmücken, und verschmähen stolz den gebotenen Extrasold. — In kalter Nacht verschmähen die Verwundeten den heißen Kaffee, welcher nicht für Alle reicht, damit er den Kränkeren erquicke; und die erfrorenen verhungerten Araberkinder teilen, von warmen Armen gehalten, die Ration der Soldaten.

Von der Bergfeste des Monviso, von Fenestrella sind die Alpini mit ihrer einen Raubvogelfeder am Hut hinabgezogen an die Syrte und fechten nun am Wüstenrand; unter ihnen viele Waldenser, wie denn auch zu den andern Regimentern Mancher aus den kleinen Gemeinden einberufen wurde. Ihnen geistlichen Trost zu spenden sorgten die Vorgesetzten. Das Ministerium kam mit großer Hochachtung für die Waldenserkirche ihnen entgegen, ordnete den jungen Geistlichen seinen katholischen Kollegen gleich in den Rang des Kapitäns ein und übernahm seinen Gehalt. Am ersten Advent überreichte die römische Gemeinde ihm den Kelch für die Krankenkommunion und entließ ihn mit den Gebetsworten des einundzwanzigsten Psalms: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe."

Rom, am 3. Advent 1911 — Maria Sell

Zwei Jubiläen

Die Christliche Welt hat in Nummer 37—41 eine Aufsatzserie über Caspar Schwenckfeld gebracht, eine Studie über Sebastian Franck soll folgen, denn wie Rade in Nr. 40 sagt, diese Bewegungen neben dem großen Strome der Reformation verdienen gegenwärtig unser besonderes Interesse. Da darf wohl auch ein kurzes Wort den Mennoniten gegönnt werden, den Nachkommen jener im Einzelnen sehr verschiedenartigen Täufergruppen der Reformationszeit; sie haben in diesem Jahre zwei Jubiläen gefeiert, die im religiösen Leben unserer Zeit ganz und gar kein Aufsehen erregt haben, auch still und einfach, wie es dem Charakter dieser Leute entspricht, gefeiert wurden, aber dennoch unsere Aufmerksamkeit und warme Sympathie verdienen.

Am 2.—4. Mai feierte in Krefeld die Vereinigung der Mennoniten-Gemeinden im Deutschen Reiche ihr 25jähriges Bestehen, und am 28. September in Amsterdam die Allgemeene Doopsgezinde Societeit das hundertjährige Jubelfest. Beide Verbände wurden seiner Zeit gegründet zur Verhütung der drohenden Zerspaltung und Auflösung, positiv zur Pflege des Zusammenhaltes und der allgemeinen mennonitischen Interessen, und sie haben ihre Aufgabe in langer, zum Teil sehr schwieriger Arbeit erfüllt. Auf deutschem Boden hat namentlich der Altonaer Pfarrer H. van der Smissen unermüdlich sich um den Zusammenhalt der Mennoniten bemüht; es gehören dem deutschen Verbande gegenwärtig 24 Gemeinden an; das ist ein relativ kleiner Prozentsatz im Vergleich zu der Gesamtzahl aller mennonitischen Gemeinden in Deutschland, aber es ist dem Verbande gelungen, Fühlung zu gewinnen mit allen deutschen Gemeinden und dadurch das mennonitische Bewußtsein lebhaft zu stärken. Der drohenden Auflösung ist ein Damm entgegengesetzt; der Bestand der Mennoniten — es sind etwa 18 000 — hält sich so ziemlich auf gleicher Höhe; die Schaffung neuer Gesangbücher, die rege Verhandlung über die Ausbildung der Prediger und Anderes bezeugt die Lebendigkeit des Gemeindelebens. In Holland gehören die „Taufgesinnten" zu den angesehensten religiösen Korporationen; sie zählen gegenwärtig 64 250 Seelen und haben sich im Zeitraum von 30 Jahren um 128 Prozent vermehrt (im gleichen Zeitraum stieg die reformierte Landeskirche um 118 %, die Katholiken um 129 %, die Juden um 133 %), sie machen 1,12 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Nahezu sämtliche Gemeinden sind der Societeit beigetreten.

Das historisch bedeutsamste Kennzeichen der alten Täufer ist ihr Kampf gegen die Kircheninstitution. Sie kennen nur Gemeinden, die Gemeinden der Heiligen sein wollten in strenger Anpassung an das urchristliche Gemeindeideal; daher die Eidweigerung, die Ablehnung der Obrigkeit, die Erwachsenentaufe. Nun haben freilich im Laufe der Jahre die Nachkommen der Täufer an den alten Idealen Manches abgebrochen; es ist die gegenwärtig wichtigste Aufgabe der Täuferforschung, historisch diesen Umwandlungsprozeß, die „Preisgabe der Apolitie", wie Troeltsch es nannte, die Etablierung der Täufergemeinden auf dem Boden der modernen Gesellschaft klar zu machen: die Mennoniten anerkennen heute den Staat, sie leisten die Militärpflicht (vielfach freilich in der Form des Lazarettdienstes), werden gar Reserveoffiziere, beteiligen sich am modernen wirtschaftlichen und kulturellen Leben, sehr intensiv sogar; sie schaffen in Rußland oder in Preußen als Kolonisten Hervorragendes. Die Eidweigerung und Erwachsenentaufe sind geblieben, werden aber sehr gerne nicht sowohl biblisch-supranatural als vielmehr von modern-juristischen Bedenken, bei der Taufe von den modernen Erörterungen über die Konfirmation aus gerechtfertigt. In ungeschwächter Kraft aber steht fest die Verneinung der Kircheninstitution, positiv die Autonomie der Einzelgemeinde. Jene Verbände sind lediglich charitativ; ein Kirchenregiment gibt es bei den Mennoniten schlechterdings nicht. Die Gemeinden erledigen alle Fragen der Lehre und Sitte selbständig; in den altmennonitischen süddeutschen Gemeinden herrscht zum Teil noch ganz die alte Kirchenzucht.

Und doch ist die ganze Gemeinschaft, die Brüder in Amerika, Rußland, Oesterreich, Deutschland, Frankreich, Holland, von einem Geiste durchdrungen! Es ist eine Gemeinschaft der Liebe, und nicht des Rechtes. Die theologischen Gegensätze, allein unter den deutschen Mennoniten, sind sehr groß, nicht geringer als bei uns in der Landeskirche; die süddeutschen Gemeinden sind ganz traditionell-konservativ, die preußischen ebenfalls; in die mit Holland in Fühlung stehenden Gemeinden wie Krefeld oder Emden ist der Geist modern-kritischer Theologie,

*) Nr. 41 Sp. 982. D H

zum Teil in holländisch-radikaler Form, eingezogen, dazwischen gibt es die üblichen Vermittlungen. Die Prediger sind zum Teil akademisch gebildet, Holland wird demnächst sogar die mennonitische Pfarrerin sehen, zum Teil einfache Laien mit schlichtem Bibelverständnis. Die Gegensätze kommen in den mennonitischen Gemeindeblättern rückhaltlos und ehrlich zur Aussprache. Aber, das ist das Große, über allen Unterschieden der Richtungen triumphiert die brüderliche Liebe. Ein Bekenntnis gibt es nicht; wer Mennonit sein will, der darf es sein, hier entscheidet nur das eigene Gewissen. Kommt man von dem Gezänke und der Verketzerungssucht in der preußischen Landeskirche her, so ist es eine wahre Freude, einmal, etwa an der Hand der Mennonitischen Blätter*), zu verfolgen, wie die Mennoniten Fragen der Lehre behandeln. Da ist viel, sehr viel zu lernen! Rades Programm: reine Lehre eine Forderung des Glaubens und nicht des Rechtes, ist hier erfüllt.

Gegen den Wunsch nach absoluter Bekenntnisfreiheit und Gemeindeautonomie wird immer wieder eingewandt, die Kirche falle dann auseinander, werde ein Bündel independentistischer Konventikel. Ich kann darin nur einen Mangel an Mut und an Vertrauen auf die gemeinschaftbildende Kraft des Glaubens sehen. Man wage doch einmal! Unsere schweizerische Landeskirche ist nicht auseinandergefallen und wird es auch nicht, trotz des Gespenstes, das Sulze im neunten Hefte der Protestantischen Monatshefte uns in der Schweiz an die Wand malt; und weiß man denn wirklich, welche Gemeinschaftskraft im dem „Bündel independentistischer Konventikel" stecken kann? Man möge es von den Mennoniten lernen. So klein sind bei ihnen die Verhältnisse nicht, daß man sagen könnte: Sekte und Landeskirche dürfen hier nicht verglichen werden. In Holland sind die Mennoniten mehr als „Sekte", und sie haben trotzdem von den Grundsätzen der Gemeindeautonomie und Bekenntnisfreiheit nichts abgebrochen, bilden aber einen innerlich festen Verband. Die Kraft des Glaubens und der Liebe bindet zusammen — ist es nicht ein Armutszeugnis, wenn sie das in der preußischen Landeskirche nicht auch vermöchte?

In der Septembernummer der Mennonitischen Blätter stand ein kurzer Artikel: Was lehrt uns der Fall Jatho? Einfache, schlichte Worte, aber sie trafen den Kern der Sache und waren ein glänzendes Zeugnis von Weitherzigkeit und Glaubensmut. Kein Einziger der Mennoniten wird auf Jathos Standpunkt stehen, und doch schrieb ein Mennonit: „Wenn Zwei sich streiten, hat vielleicht Einer Recht, vielleicht aber haben Beide Unrecht! Wenn man sieht, welche unversöhnliche Gegensätze sich in den Kirchen gegenüberstehn, können wir Mennoniten nur zu dem Schlusse kommen: das religiöse Leben ist ein rein innerliches und kann nicht kirchlich-staatlich geregelt werden,**) selbst wenn man aufrichtig nur das Beste will! Wie richtig, daß die Mennoniten sich stets vor der Aufstellung eines bindenden Bekenntnisses gehütet haben, und daß wir keinerlei Kirchenregiment kennen! So kann Jeder unangefochten in unsrer Gemeinschaft bleiben, sei er positiv oder liberal; wir schätzen Keinen darum geringer, daß er anders denkt, sofern es sich um wirkliche Ueberzeugung handelt."

Walther Köhler

Verschiedenes

Hackmanns heutiger Artikel kommt wider die Reihenfolge zum Abdruck; das rechtfertigt der Inhalt; es ist seine jüngste Sendung. Zwei Stücke aus China, die wir im nächsten Jahrgang nachbringen, sind teils vor dem Aufruhr geschrieben teils noch ohne Kenntnis von ihm. — Zu den Stimmungsbildern aus Italien, die wir Maria Sell verdanken, hat nun Rohrbach das Wort.

Viel Wichtiges und Wertvolles, das zum Drucke drängt, ist durch die reichliche Einseitigkeit zurückgehalten worden, die unserm nunmehr abgeschlossenen Jahrgang insbesondere der Fall Jatho aufnötigte. Zunächst hier noch einige Titel zur Vervollständigung der von uns gebuchten Jatho-Literatur. Der Führer der Freunde evangelischer Freiheit im Rheinland, Professor an der Handelshochschule Köln Heinrich Geffcken, veröffentlichte: „Was lehrt uns der Fall Jatho? Eine Laienbetrachtung." Köln, Neubner. 42 S. 60 Pfg. Max Maurenbrecher gab einen auch von Geffcken erwähnten Kölner Vortrag heraus unter dem Titel: „Jatho. Dürfen wir monistische Frömmigkeit in christliche (so!) Hüllen verschleiern?" München-Gräfelfing, Mendelssohn-Bartholdy. 30 S. 50 Pfg. Drei Frankfurter Pfarrer, Foerster, Kübel und Zurhellen hielten und veröffentlichten drei Vorträge: „Zur Auseinandersetzung mit Jatho. 1. Die Hauptsache im Christentum, 2. Brauchen wir Dogmen? 3. Sollen wir in der Kirche bleiben?" Frankfurt a. M., Diesterweg. 70 S. 1 Mk. Die Zeitschrift für Theologie und Kirche füllte ihr Novemberheft mit einer Untersuchung von Pastor Großmann: „Das Problem der kritischen Erklärung Schleiermachers, Kants und Luthers", die im Untertitel ausdrücklich auf Herrmann und Jatho Bezug nahm. Tübingen, Mohr. 1,50 Mk. das einzelne Heft.

Von Foerster haben die Grenzboten Nr. 48 f. über „Religionsfreiheit und Kirchenreform" einen Artikel gebracht, der im Wesentlichen mit seinem Goslarer Vortrag übereinstimmt. Philippis Goslarer Rede ist enthalten in dem soeben erschienen Büchlein: „Strafvollzug und Verbrecher." Weinels Lebensfragen Nr. 25. Tübingen, Mohr. 84 S. 1 Mk.

Sehr leid war uns, daß wir in den letzten Wochen nicht wenigstens zwei Themen weiter verfolgen konnten. Es liegen weitere Aeußerungen vor über „das religiöse Leben junger Mädchen" (Nr. 47) und zur Forderung einer „Volksbibel" (Nr. 37). Diese Beiträge wird der neue Jahrgang gerne bevorzugen. Herzlichen Dank aber all den Mitarbeitern insgemein, die so viele Geduld gehabt haben. Der Herausgeber kann zu seiner Entschuldigung nur sagen, daß er oft genug seine eignen Sachen zurückstellt oder unterdrückt, weil aus den verschiedensten Ecken her andrer Stoff drängt. Aber es ist doch schön, so aus dem Vollen schöpfen dürfen. Gott verschone uns nur mit „Fällen", dann wollen wir im neuen Jahr des guten Vorrats schon Herr werden. Und damit für dieses Jahr Gott befohlen!

R

*) Gegenwärtig 58. Jahrgang. Herausgegeben von H. van der Smissen, Altona, jährlich 2 Mk.

**) Die Sperrung im Original.

Ins neue Jahr

Das Jahr versinkt wie schattendes Besinnen.
Ein neues steigt empor in Dunkelheiten —
O hilf uns, Herr, daß wirs gehöht beginnen,
Und nicht wie Schiffer, schlaff die Segel-Linnen,
Aus einem Wasser matt ins andere gleiten.

O hilf uns, Herr, daß wir dem Schlaf entfliehen,
Der tückisch unserer Augen Licht belauert.
Wir müssen wachen, wachsen, daß wir blühen,
Wir müssen wie die Feuer Gottes glühen
Und Hoffnung sein, die nicht am Boden kauert.

O hilf uns, Herr, damit wir helfen können,
Uns denen, die da rufen, nicht versagen.
Viel heller müssen die in Liebe brennen,
Die Jesum Christum ihren Bruder nennen,
Und müssen mit ihm viel mehr Liebe wagen.

O hilf uns, Herr, daß wir die Angst besiegen,
Die unser Herz mit Netzen übersponnen —
Laß zukunftsgläubig alle Wimpel fliegen!
O, nur nicht ziellos stumpf am Steuer liegen! —
So gehs in Stürme oder Morgensonnen!

Gustav Schüler

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Montag 2. Januar 8 (nicht 6) Uhr im Heidelberger (NW Friedrichstr. 143, Ecke Dorotheenstr.), 1. Treppe, Clubetage. Was die Stunde von uns fordert. Rade. Vertrauliche Aussprache für die Mitglieder der Vereinigung der F. d. C. W. und durch sie eingeführte Gäste.

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 16. Januar 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW Georgenstraße 30/31: Was ist Offenbarung Gottes in den biblischen Büchern? Pfarrer Lic. Dr. Violet.

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt.) Montag 8. Januar 8¼ im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstr.: Der religiöse Ertrag des Falles Jatho. Rade.

Wernigerode. Donnerstag 18. Januar 8 Uhr Hotel Weißer Hirsch: Ist Gott persönlich? Professor Dr. Schwarzkopff.

Freunde evangelischer Freiheit. Mittelrheingruppe. Coblenz. Donnerstag 4. Januar 1912 abends 8¼ Uhr in der Aula des Kaiser Wilhelm Realgymnasiums: **Oeffentlicher Vortrag.** Professor D. Baumgarten-Kiel: Die Christliche Hoffnung. Eintritt für Mitglieder und deren Angehörige frei. Für Nichtmitglieder 1 Mk.

Meine liebe Frau, die treue Mutter meiner Kinder

Helmi Billig

geb. Schultze

ist heute Nacht sanft entschlafen.

Erfurt,
den 3. Advent 1911

Pastor Billig

Bekanntmachung

Für eine in einer Mittelstadt der Provinz Sachsen neu zu errichtende Provinzial-Erziehungsanstalt für schulentlassene, männliche Fürsorgezöglinge evangelischer Konfession wird zum 1. April 1912 ein

Direktor

gesucht. Evangelische Theologen, welche bereits an solchen Anstalten tätig gewesen sind, kommen vorzugsweise in Betracht.

Das Anfangsgehalt beträgt neben freier Wohnung und Garten 3600 Mk. jährlich steigend von 3 zu 3 Jahren um 600 Mk, auf 6600 Mk. Die Anstellung erfolgt auf Lebenszeit mit Ruhegehaltsberechtigung und kostenfreier Beteiligung an der Witwen- und Waisenversorgungsanstalt der Provinz. Die bisherige Dienstzeit wird angerechnet. Das Anfangsgehalt kann auch höher festgesetzt werden. Neben dem Gehalte soll er eventl. für Ausübung der Seelsorge eine Stellenzulage von 500 Mk. jährlich erhalten.

Bewerbungen mit Lebenslauf und Zeugnissen oder Zeugnisabschriften sowie mit Angabe etwaiger Auskunftspersonen sind mir bis zum 1. Januar 1912 einzureichen.

Merseburg, den 15. Dezember 1911

Der Landeshauptmann der Provinz Sachsen

Hilfspredigerstelle

Die **Evangelische Gemeinde zu Alexandrien** (Egypten) sucht einen **Hilfsprediger** (am liebsten ordiniert). Verpflichtung wird auf zwei Jahre gewünscht, aber auch einjährige Verpflichtung möglich. Gehalt ca. 3000 Mark. Möbliertes Zimmer. Aus- und Heimreise je 350 Mark Entschädigung. Vielseitige Tätigkeit im Pfarramt, in der Seemannsmission und in der Schule. Möglichkeiten zu Reisen. Meldungen sofort an den **Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin.**

Erich Meyer, Pfarrer

Der unterzeichnete **Student** der evangelischen Theologie aus Schottland beabsichtigt, das nächste Sommer-Semester 1912 in Deutschland zuzubringen. Zu diesem Zweck sucht er eine Stelle entweder als Aushelfer (Prediger) in einer englisch sprechenden protestantischen Gemeinde oder als Hauslehrer (Tutor) in der Familie eines Geistlichen. Von April bis September, oder auch auf kürzere Zeit.

Mr. William Ewen, M. A.
United Free Church College, **Aberdeen** (Schottland)

Lugano Schweiz **Villa Henrietta** Deutsche Familienpension. Moderner Comfort. Garten, schöne Aussicht. Pension 6 bis 9 frcs.

Rom **Pension Hannover** Venti Settembre 4. Behagl. Heim, beste Lage, gute Küche. Pension 6—8 Lire. Illust. Prospekt. Bes. **Paul Wacker**

Kalender 1912 für Besitzer v. Wertpapieren

Praktisches Handbuch für jeden Kapitalisten!

wird gratis versandt vom

Bankh. E. Calmann, Hamburg

— (Etabliert 1853) —

„Mitten in das Jahrhundert

der Glaubenskämpfe

werden wir geführt durch die in dem Buch

Vom Aufgang neuer Zeit

enthaltenen Selbstbiographien von **Thomas** und **Felix Platter** und **Th. A. d'Aubigné.**

Fast 500 Seiten. Gebunden Mk. 2.—, in Leinen Mk. 3.—

Verlag Martin Mörike in München

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Zeitschrift für Theologie und Kirche

Von **Johannes Gottschick** begründet

Organ für systematische und prinzipielle Theologie

In Verbindung mit

Beth, P. Drews, Eck, Häring, Harnack, J. Kaftan, Kattenbusch, Lobstein, Loofs, E. W. Mayer, Mezger, R. Otto, O. Ritschl, Scheel, von Schultheß-Rechberg, M. Schulze, Sell, Steinmann, Thieme, Titius, F. Traub, Troeltsch, J. Wendland, Wendt, Wobbermin

herausgegeben von

D. W. Herrmann und **D. M. Rade**

Professoren der Theologie in Marburg

Einundzwanzigster Jahrgang. 1911. Sechstes Heft

Inhalt:

Constantin Großmann: Das Problem der kritischen Erklärung **Schleiermachers, Kants** und **Luthers.** Ein Beitrag zur Methodologie der theologischen Systematik mit Bezugnahme auf die Theologie **Herrmanns** und **Jathos.** — **Bornhausen:** Schleiermacher in Amerika.

Jährlich 6 Hefte. Abonnementspreis im Inlande Mk. 6.—

☞ Heft 1 des Jahrgangs 1912 wird enthalten: **Harnack** „Ich bin gekommen", **Rittelmeyer** Das Werk Christi, **E. W. Mayer** Ueber den gegenwärtigen Stand der Religionsphilosophie und ihre Bedeutung für die Theologie.

Verlag Eugen Diederichs Jena

Martin Rade

Mehr Idealismus in der Politik

(Staatsbürgerliche Flugschriften herausgegeben von Hanns Dorn)

74 Seiten 80 Pfennige

Bleyle's Reformbeinkleid „Oja"

aus reinwollenem, elastisch-porösem Strickstoff

hat so viele praktische und gesundheitliche Vorteile, dass keine Dame versäumen sollte, sich bei Bedarf dasselbe vorlegen zu lassen.

Vorzüglicher Sitz. Sehr kleidsam. Passend für jede Jahreszeit.

Bleyle's Oja Damen-Reformbeinkleid

Auch für den Wintersport sehr zu empfehlen!

Zu erhalten in allen Verkaufstellen für **Bleyle's Knaben-Anzüge,** die bereitwilligst mitgeteilt werden durch die Fabrik **WILH. BLEYLE, Stuttgart.**

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 397 127 880 M. Vermögensbestand 145 810 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1910: 4 400 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Fortsetzung dieses Anzeigenteils auf Seite X des Jahresregisters!